8°

KATERI TEKAKWITHA

Die Lilie der Mohawks

Kateri Tekakwitha

die Lilie der Mohawks

(1656—1680)

von John J. Wynne S. J.

Mit Genehmigung des Verfassers nach der 3. Auflage in U. S. A.

Frei bearbeitet von Lili Weyand

Mit Geleitwort von Georg Timpe P. S. M.

Preußische Staatsbibliothek Berlin

Verlag Butzon & Bercker G. m. b. H., Kevelaer
Verleger des Heiligen Apostolischen Stuhles

(1934)

Imprimatur. Monasterii, die 8 Maii 1934. Meis, Vic. Eppi. Gen. Nr. L 1427

In Übereinstimmung mit dem Dekret von Urban VIII. sind in dieser Schrift die Worte: Bekennerin, Jungfrau, Wunder angewendet worden, ohne den Entscheidungen der Kirche über die Heiligkeit der Dienerin Gottes vorgreifen zu wollen.

Inhaltsverzeichnis

Geleitwort 3
I. Waise und Heidin 7
II. Christin und Verbannte 24
III. In voller Blüte 35
IV. Lieblicher Wohlgeruch 52

Bilder:

Tekakwitha an der Quelle 18
Tekakwitha bei der Arbeit 30
Tekakwitha im Gebet 44

1934
Alle Rechte vorbehalten
Gedruckt bei Butzon & Bercker G. m. b. H., Kevelaer (Rheinland)

P 1934. 4970

Geleitwort

Bald sind es fünf Jahre. Ich kam aus fernem kanadischen Westen, wo ich unserer deutschen Auswanderer wegen gewesen. Die Weiten der Prärie hatten geglüht. Nicht einen Strich Schatten hatte uns die weiße Sonne gegönnt. Unabsehbar ist sie, die furchtbare Öde, sie kennt keine Grenzen, und die Farmen hier und da sind nur wie Meilensteine in der Unendlichkeit. Hier zu leben, zu arbeiten, zu ringen und aufzubauen, welche Fülle und welche Zusammenfassung von unverbrauchten Kräften setzt das voraus! Wie maßlos verloren muß sich unser deutscher Auswanderer hier vorkommen! Einen Tag und eine Nacht auf der Prärie, und jeder Traum ist ausgeträumt, und es beginnt der Kampf mit der Gewaltigkeit der Weite und der stummen, leblosen, tötenden Öde. Aber sie ist nicht stumm und nicht leblos, und sie tötet nur den, der den Kampf nicht kennt und nicht will. Wer sich ihr widersetzt, dem ergibt sie sich, und er macht die Weiten klingend und erfüllt sie mit Leben. So waren alle, die den Kampf mit ihr aufnahmen, und die dann weiße Streifen schlugen in ihr graugrünes Kleid — Wege, auf denen sie jetzt wie Fürsten das Gold ihrer Felder fahren. Ich hatte sie getroffen, die sich trotzig gegen die Unbekannte zur Wehr setzten und ich wußte, sie würden sie zwingen. Es waren auch andere gewesen, die mutlos verzagen wollten ... Wie würde es denen ergehen, die in der deutschen Heimat sehnsüchtig über das Meer sehen, die kaum den Tag erwarten können, bis sie die Füße auf das Schiff setzen, das sie zu erträumtem Glück bringen soll!

Drei Nächte schon auf der Bahn! Immer durch Steinwüsten und Reste von Wäldern — alles das, was die Auswanderer zuerst sehen, wenn sie von der Küste landeinwärts fahren. Wie naturverwachsen und stark müssen doch sie gewesen sein, die ersten Herren des Landes, die Rothäute! Und wie stark gar jene, die ohne Waffen den schwersten Kampf mit ihnen fochten, den Kampf um die Seelen! Was sind unsere modernen, wohlausgerüsteten Missionare gegen jene Glaubensboten der ersten Zeit! Jener Zeit, die durch ihre Erkaum mehr als Vernichtung und Ausrottung hineintrug! Wer von uns kennt die Namen jener wirklichen Helden, die ohne stahlgerüstete Scharen in die Tiefen der Wildnisse drangen . . . die sich furchtlos unter kriegerische Stämme mischten . . . die unter unsagbaren äußern und innerlichen Entbehrungen um einen Funken Vertrauen warben . . . die nur und nur Gutes tun wollten und schließlich für alle Entsagungen und Opfer ein unmenschliches Martertum fanden und auch qualvollen Tod? In glühender Begeisterung haben wir weiße und rote Helden bewundert — wer erzitterte je bei den Großtaten jener stillen Gotteshelden im schwarzen Priestergewand? Und was wissen wir vom täglichen Glaubensleben ihrer Neubekehrten, ähnlich dem Lebensopfer aus der ersten christlichen Märtyrerzeit?

Wie in leisem Anschlag klingen Töne jenes Missionsjahrhunderts aus den folgenden Zeilen zu uns herüber. Zur rauschenden Melodie heiligster Seelenliebe wird das Lied, horchen wir auf das Leben und Leiden und glorreiche Sterben jener ersten amerikanischen Blutzeugen. Und in Demut und Schweigen beugen wir uns, lesen wir das einfache Lied von der Krone dieser Blutzeugen, von ihrer seligsten Frucht — der Lilie der Mohawks.

Am Ende der Reise habe ich an ihrem Kreuz draußen am St. Lorenzstrom gekniet. Ein goldener Sommerabend. Drüben im Kräuseln der Wasser lag ihre Insel, nach deren Einsamkeit sie in ihrer Gottessehnsucht verlangt . . .

Einen Wunsch von Jahrzehnten hatte mir eine gütige Vorsehung wieder erfüllt.

Auch ein anderer wurde mir gewährt. — Ein paar Jahre später durfte ich auf dem Berg von Auriesville stehen, von dem jene ersten Blutzeugen mit heißem Verlangen auf das wundervolle Land zu ihren Füßen hinabsahen, wo sie ihr Leben hingaben, und wo die reine Lilie Tekakwitha entsproß.

Heiliges Land, das eine wie das andere. Heiliges Land, wo man stolze Menschenwerke und alle Sündenschwäche vergißt . . . Heiliges Land, wo man sich eins weiß mit Gottes größten Helden und seinen zartesten Blumen.

Washington, D. C., U. S. A., im Mai 1934.

Georg Timpe, P. S. M.

Die Quellen für diese Schrift sind:

Lebensbeschreibungen der geistlichen Führer Kateris, Pater Cholenec und Chauchetière. / Die Geschichtswerke von Charlevoix, Chateaubriand und Devine. / Berichte von Pater Rémy, Pfarrer von Lachine, einem Dorfe bei Montreal, kurz nach ihrem Tode verfaßt und von Pater Burtin, Missionar ihres Dorfes Caughnawaga / Das Leben Kateris, von Ellen Walworth und die neueste Lebensbeschreibung von Pater Edouard Lécomte.

*

Die ersten deutschen Nachrichten über Kateri Tekakwitha finden sich in der deutschen Wiedergabe der französischen Lettres édifiantes:

Der neue Welt-Bott mit allerhand Nachrichten der Missionariorum Soc. Jesu (1642—1726). Von Joseph Stöcklein, gedachter G. J. Sechster Theil, von Anno 1711—1715. Augspurg u. Grätz. Verlegts Philipp Martin und Johann Veith seel. Erben. 1728, Brief Patris Cholenec, der G. Jesu Missionarii in Neu-Frankreich in America an Patrem Augustinum le Blanc, gedachter Societät Priester u. deren Missionen in Canada Procuratorem. Geschrieben bey dem Wasserfall des H. Ludwig, den 27. August 1715. S. 39—50.

Auf die Lettres édifiantes stützt sich ein Werk aus dem vorigen Jahrhundert, das ins Deutsche übersetzt wurde aber nur in ganz wenigen Stücken erhalten ist: Die Missionäre in Amerika, von P. Bourgoing. Dr. Neurohr, Wien 1831. Es handelt über P. Jogues, über (einen indianischen Laienapostel) den „großen Agnier", und die irokesische Jungfrau (Tekakwitha).

Das Umschlagbild ist eine Nachbildung eines Kupferstiches aus damaliger Zeit, siehe Seite 56.

I.

Waise und Heidin

Katherina oder Kateri Tekakwitha[1]) wurde geboren im Jahre 1656 in Ossernénon, einem Dorfe der Mohawk-Indianer. In seiner alten Gestalt längst vergangen, heißt das Dorf heute Auriesville. Es liegt im Glen Montgomery County (Kreis) des Staates New York, etwa elf Kilometer westlich von Amsterdam und sechs Kilometer östlich der Kreisstadt Fonda. Dort, am Südufer des entzückenden Mohawkflusses, der von Westen herkommend bei Albany in den Hudson mündet, erblickte Kateri Tekakwitha das Licht der Welt.

Der Vater war ein heidnischer Mohawk. Ihre Mutter war vom Volke der Algonken und schon zum Christentum bekehrt. Sie war auf einem Kriegszuge in seine Hände gefallen, und nach indianischem Kriegsbrauch hätte er sie töten oder zur Sklavin machen

[1]) Bei den indianischen Namen liegt ein leichter Ton auf der vorletzten Silbe. Die Aussprache des Namens ist: Te-ka-kwi-tha.

können. Er hatte aber die stille Gefangene liebgewonnen und sie zu seinem Weibe genommen. So wurde sie Mitglied seines Mohawkstammes, eines der berühmten fünf Stämme der Irokesen.

Im 17. Jahrhundert bewohnten die Irokesen den größten Teil des heutigen Staates New York. Aus den fünf Stämmen der Mohawks, Oneidas, Onondagas, Cayugas und Senecas hatten sie sich zu einem starken Verband zusammengeschlossen. Noch heute gelten sie als die wildesten und kriegerischesten Indianer der amerikanischen Geschichte. Dauernd lebten sie im Kriege mit anderen Indianerstämmen. Von Jugend auf durchgeführte körperliche Ertüchtigung, rücksichtsloser Mut und eine bessere Kenntnis in der Kriegsführung brachten ihnen fast immer den Sieg. Dazu kam, daß ihnen von den Holländern, die damals die Gegend des Hudson- und Mohawkflusses bewohnten, der Gebrauch der Feuerwaffen gelehrt wurde.

Mehr als ein Jahrhundert lang verfolgten sie die ersten kanadischen Ansiedler mit wildem Haß. Mit zermürbender Ausdauer verfolgten sie die fremden Eindringlinge. Ja, im Jahre 1665 wurden die Verhältnisse so schlimm, daß Kanada von der alten französischen Heimat Hilfe erbitten mußte, um die Kolonie vor der völligen Vernichtung zu bewahren.

Tekakwitha oder „die Eine, die alle Dinge in Ordnung bringt“,[2]) war erst 4 Jahre alt, als ihre Mutter

[2]) Das indianische Kind bekommt meistens vom Vater den Namen darnach, woran er im Augenblick denkt, wenn ihm die Nachricht von der Geburt des Kindes gebracht wird.

von den Blattern dahingerafft wurde. Bald darauf fielen auch der Vater und ein Bruder der bösartigen Seuche zum Opfer. Auch das Kind erkrankte, aber das Leben blieb ihm erhalten. Doch hinterließ die Krankheit entstellende Narben und eine Schwächung und starke Empfindlichkeit der Augen. Tekakwitha mußte deswegen viel in der Hütte bleiben und ging nur ins Freie mit ihrem Tuch, das sie, die Augen schützend, über den Kopf legte. Fast stets auf sich selbst angewiesen, lernte sie das Alleinsein und die Einsamkeit lieben. Später wurde gerade diese Einsamkeit ein guter Schutz für ihre Tugend.

Die kleine Tekakwitha konnte von der so früh verstorbenen Mutter nicht viel Christliches gelernt haben. Die göttliche Vorsehung aber wachte mit liebevollem Schutz über sie. Ungetauft noch bildete sich ihre natürlich christliche Seele zu einem schönen Tempel für Gottes Gnade. Sie war fleißig und arbeitete gern auf dem Felde oder in der Hütte. Später erlernte sie das Weben. Auch verfertigte sie mit geschickten Händen die bei den Indianern so beliebten Schmucksachen aus bunten Perlen und nähte Kleider aus den Fellen des Wildes.

Nach dem Tode der Eltern hatte ein Onkel die früh Verwaiste an Kindesstatt angenommen. Es war ein früherer Häuptling und ein einflußreicher Mann der Mohawks. Er nahm sie in seine Hütte, weil sich die übrigen Verwandten nicht um die kleine Waise bekümmerten. Selbst hatte er keine Kinder. Er hoffte darum, daß Tekakwitha ihm später einen Gatten ins

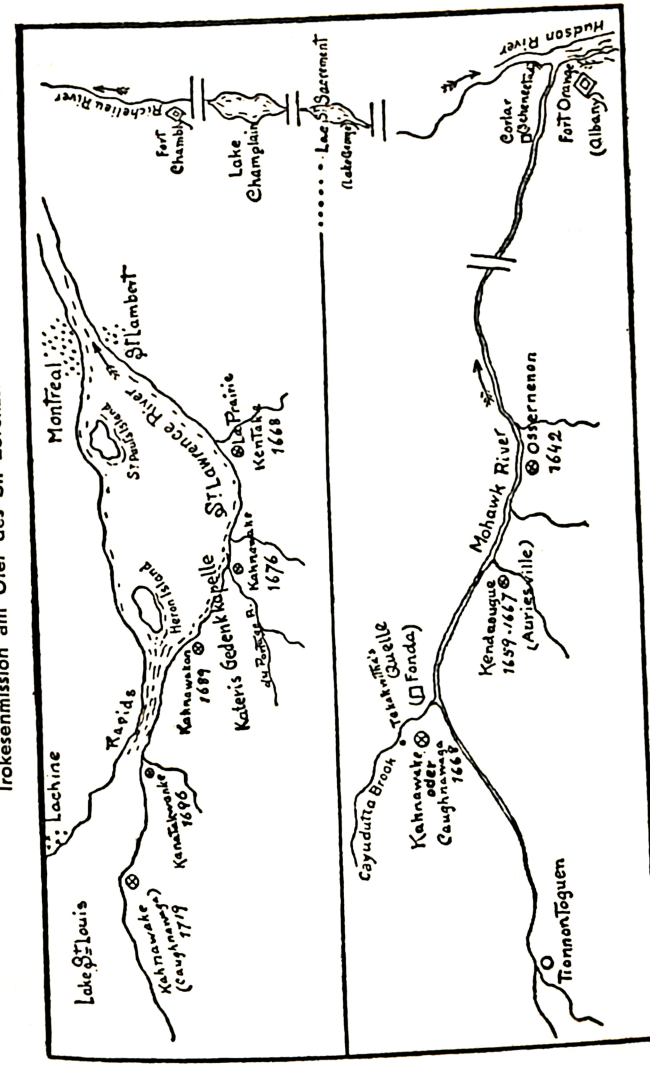
Haus bringen würde, der ihm und seinem Weibe am Lebensabend eine Stütze sein könnte.

Zu dieser Zeit lag das Dorf des Stammes etwa zwei Kilometer westlich oberhalb des Auriesbaches,[3]) wohin die Indianer von ihrer pestdurchseuchten Heimat gezogen waren. Es weilten keine Missionare unter ihnen; denn sie waren keine Minute ihres Lebens sicher. Um das Jahr 1642 hatten die Indianer den heiligen Isaak Jogues gemartert, der mit seinem Begleiter, St. René Goupil, ihre Gefangenen gewesen waren. Goupil wurde um seines Glaubens willen am 21. Dezember jenes Jahres getötet. Das gleiche Geschick traf Jogues am 18. Oktober 1646 und einen Tag darauf seinen Gefährten, den heiligen John Laland. Auch andere Missionare hatten dort Marterqualen erlitten; Bressani im Jahre 1644 und Poncet 1653, drei Jahre vor Tekakwithas Geburt.

Als geschworene Feinde der französischen Kolonisten, besonders der Priester, hatten die Mohawks im Bündnis mit anderen Irokesenstämmen die Dörfer der Huronen in Kanada sengend und mordend zerstört. Unter anderen wurden die Heiligen: John de Brébeuf, Gabriel Lalemant, Anton Daniel, Charles Garnier und Noel Chabanel grausam gemartert und getötet. Erst als im Jahre 1666 der General de Tracy von Quebeck kam und die Dörfer der Irokesen niederbrennen ließ, gaben sie endlich nach. Sie baten um „Schwarzröcke“ wie sie die Missionare nannten, damit

---

[3]) Auries Creek, südl. Nebenfluß des Mohawk.



Irokesenmission am Ufer des St. Lorenzstromes

Am Ufer des Mohawk

sie zu ihnen kommen sollten, um sie zu unterrichten. Diese Bitte wurde im Jahre 1667 erfüllt; die Jesuitenpatres Frémin, Bruyas und Pierron kamen zu ihnen. Inzwischen hatte der Stamm das Dorf verlegt und zwar an das Nordufer des Flusses oberhalb einiger kleiner Stromschnellen. Sie nannten es Caughnawaga, d. h. „Kräuselndes Wasser“.[4]) Jedoch schon bald darauf verlegten sie das Dorf wiederum und zwar auf den Hügel, der von Westen die heutige Kreishauptstadt Fonda überragt.

Tekakwitha war damals gerade elf Jahre alt und noch nicht getauft. Aber durch eine Art Feuertaufe war sie bereits hindurchgegangen. Ihre Tanten, die Frau des Onkels und seine Schwester, auch der Onkel selbst hatten es nämlich versucht, sie zur Ehe zu bestimmen. War es doch bei den Indianern Sitte, daß die Kinder schon im frühesten Alter zur Ehe bestimmt wurden. Aber die junge Tekakwitha widersetzte sich standhaft jedem Vorschlag. Als alles nichts mehr nützen wollte, versuchte man sie zu überlisten und ließ einen jungen Krieger in die Hütte hinein. Tekakwitha wußte jedoch, daß sie nach uraltem Gebrauch schon als Braut gelten würde, wenn sie den Krieger neben sich sitzen ließe. Sofort ging sie hinaus und kehrte nicht früher zurück, bis der Krieger die Hütte verlassen hatte. Schon hier zeigte sich ihre Liebe zur Reinheit der Seele und des Leibes, das Wunder ihres Lebens.

Bescheiden und ihrer Abhängigkeit bewußt, zeigte

[4]) Gesprochen Koch-na-wa-ga.

sie sich ihrer Umgebung nie als Sklavin. So jung sie auch noch war, als ihre Mutter starb, so hatte sie vielleicht doch manches der christlichen Religion in sich aufgenommen. Deshalb konnte sie besser als ihre Stammesgenossen die Bedeutung der Missionare erkennen und an ihrem Empfang teilnehmen. Die Priester wurden in derselben langen Hütte untergebracht, die der Onkel mit anderen Familien bewohnte.

Die Irokesen betrachteten sich selbst als höhere Menschen unter allen anderen Indianern. Besonderer Stolz galt ihren Hütten; bei den anderen Stämmen waren die Irokesen als „Hüttenmänner“ bekannt. Sie nannten sich selbst Hodenosaunee d. h. „Volk des langen Hauses“.[5])

Die „Langhäuser“ waren nach Art moderner Wohnbaracken gebaut, mit Abteilungen für fünf bis zwanzig Familien, manchmal aber noch mehr. In der Größe sehr verschieden waren sie meistens etwa zehn Meter lang. Oft hatten sie eine Länge bis zu vierzig Metern und manchmal überschritten sie sogar hundertfünfzig Meter. Ein Durchgang in der Mitte teilte ein solches Langhaus in zwei Hälften; an den Schmalseiten waren Türöffnungen angebracht. Die Behausungen wurden auf jeder Seite wieder abgeteilt. Im Durchgang waren Feuerstellen eingerichtet und zwar für je vier Familien eine. Fenster gab es nicht; der Rauch zog durch Dachöffnungen, die über den Feuerstellen angebracht

[5]) Unter dieser Bezeichnung verstanden die Irokesen nicht ihre Langhäuser, sondern als Langhaus galt ihnen das ganze weite Gebiet, das sie bewohnten.

waren, ins Freie. Das Dach war mit Baumrindenstücken gedeckt. Zum Abteilen der einzelnen Behausungen benutzte man ebenfalls Streifen von Baumrinde oder auch Felle. Die Indianer saßen auf der Erde, schliefen auf Tierfellen und Matten oder auch auf dem nackten Boden. Auf der Jagd oblag den Frauen die Arbeit, die Teile der Hütten zu tragen und sie zusammenzusetzen.

Während die Missionare bei Tekakwithas Onkel weilten, konnte sie die Priester aus nächster Nähe beobachten. Sie lauschte ihren Gebeten und den frommen Unterhaltungen. Ihr freundliches Benehmen zog sie an, und eifrig suchte sie, ihren öffentlichen Unterweisungen zu folgen. Das waren, wie sie sich später oft und gern erinnerte, ihre ersten und schönsten Eingebungen, Gott zu lieben, so, wie man ihn lieben müsse, um ein Streiter für ihn zu werden. Wie gern hätte sie mit den Missionaren gesprochen. Doch Tekakwitha war scheu und fürchtete den Zorn ihres Onkels. So mußte sie die drei kurzen Tage des Priesterbesuches vorübergehen lassen, ohne ihnen den frommen Wunsch ihres Herzens offenbart zu haben. Die Missionare zogen weiter zu anderen Indianerdörfern und errichteten Missionsstationen, die sie dann in der Folgezeit regelmäßig besuchten.

Zu dieser Zeit gab es schon Christen in Caughnawaga. Zumeist waren es gefangene Huronen und Algonken. Pater Frémin, dem die Mission im Mohawktal anvertraut war, nahm sich ihrer liebreich an. Er sammelte sie nach und nach um sich und unterrichtete

sie im Glauben und im Gebet. Die Eifrigsten unter ihnen bewog er, andere heranzuziehen. Es lag ihm zunächst viel daran, eine Glaubensgemeinschaft zu bilden, auf die er sich verlassen konnte. Er vernachlässigte hierbei keineswegs die Ungläubigen und nahm sich besonders der älteren und der Kranken an. Viele trugen wohl das Verlangen nach der Taufe in sich, aber der Priester mußte sie auf eine lange Probe stellen, um sich ihrer Zuverlässigkeit zu versichern; glaubten doch die Indianer noch an Zauberkünste und Hexereien. Viele der Männer waren dazu der Trunksucht ergeben. Bei jeder Gelegenheit suchten sie sich bei den Holländern vom Orange Fort[6]) das gefährliche Feuerwasser zu verschaffen. Eine Prüfung war so geboten, um Rückfälle nach Möglichkeit zu verhüten.

Pater Pierron, der Nachfolger Frémins, taufte vierundachtzig, eine ansehnliche Zahl unter den vierhundert Seelen des Dorfes, von denen allerdings schon ein Teil christlich waren. Diesem eifrigen Missionar war es unter allen Umständen darum zu tun, eine freundliche Stimmung für die den Heiden so gänzlich fremde Religion zu erwecken und eine aufrichtige Sehnsucht nach ihren Segnungen. Er hatte wirklich Erfolg. Sogar heidnische Indianer gewann er, die ihm beim Bau der Kapellen halfen, die er in den drei Dörfern seiner Mission errichtete.

In diesen kleinen Gotteshäusern veranstaltete er

---

[6]) Die heutige Stadt Albany im Staat New York an der Mündung des Mohawk in den Hudson.

nun eindrucksvolle Andachten. Alle drei Tage besuchte er eines der Dörfer und hielt die Gläubigen eindringlich dazu an, die Geheimnisse des Glaubens kennen zu lernen. Da er die Leidenschaft der Indianer für das Spiel kannte, ersann er für sie ein Kartenspiel. Von der Geburt bis zur Ewigkeit, nannte er es. Die einzelnen Karten des Spieles stellten ihre Tugenden und ihre Laster dar, den Tod und den Himmel, die Hölle und das Gericht. So wurde Pater Pierron seinen christlichen Freunden Führer und Helfer, Freund und Spielgenosse zugleich. Was er für den Frieden tun konnte, das tat er, doch zog er auch als Feldpater mit ihnen auf den Kriegspfad.

Obgleich die Irokesen seit einiger Zeit aufgehört hatten, selbst anzugreifen, blieben sie nicht von feindlichen Überfällen verschont. So versuchten einmal die ihnen benachbarten Mohikaner eines ihrer Dörfer zu erstürmen. Pater Pierron war während des Gefechtes mit den Kriegern in der vordersten Reihe. Nachdem der Feind zurückgeschlagen war, widmete er sich den fünfzig Gefangenen, die die Sieger gemacht hatten. Nach indianischem Kriegsrecht hatten sie den Tod zu erwarten. Gern hätte der Priester sie dem Leben erhalten, er konnte jedoch die Sieger von ihrem Jahrhunderte hindurch geübten Brauch nicht abhalten. Nur die sonst üblichen Grausamkeiten an den Wehrlosen unterließ man auf seine bewegten Vorstellungen hin. Einen Trost hatte er noch; die Gefangenen verlangten nach der heiligen Taufe. Und so bereitete er sie auf den Empfang des Sakramentes der Wiedergeburt vor

und vermittelte ihnen das durch den Tod nahe, ewige Leben. Auch Pater Boniface, der ihm im Jahre 1670 folgte, konnte bei ähnlichen Gelegenheiten nicht mehr erreichen und half auf die nämliche Weise den Todgeweihten ihr Los als Christen zu tragen.

Man muß immer wieder darüber staunen, mit welchen Mitteln die Missionare jener Zeit das Christentum zu verbreiten suchten. Pater Pierron war ein guter Zeichner. Diese Kunstfertigkeit benutzte er, den Naturkindern das im Bilde beizubringen, was seine Worte ihnen nicht klar machen konnten. Auch war sie ihm eine gute Hilfe, wenn ihm die schwierigen indianischen Ausdrücke nicht geläufig waren; lange Erklärungen wurden durch sie erspart. Hält sich doch die Sprache der Indianer viel mehr an faßlichen Dingen als an Begriffen. So kennt er, um ein Beispiel anzuführen, das Wort „unandächtig“ nicht. Er würde sagen: „Faul im Beten“. — Pater Pierron kannte seine indianischen Freunde. Einmal steckten einige Widerspenstige die Finger in die Ohren, um ihm damit anzudeuten, daß sie seine Worte nicht hören wollten. Da malte er das Bild von einem Teufel, der eine sterbende Frau dazu veranlaßte, die Finger in die Ohren zu stecken, nur, um die Worte des Priesters nicht zu hören. Die Zuschauer verstanden das Bild sofort. In Zukunft ließen sie die Finger hübsch aus den Ohren, wenn der Missionar zu ihnen sprach.

Pierron wußte auch, welchen Reiz die Musik auf diese Naturmenschen ausübte. Er brachte ihren Kindern mit unermüdlichem Fleiß fromme Lieder bei und

ließ sie das Vaterunser und das Glaubensbekenntnis singen. Bald hatte er die Freude, daß die Eltern der Kinder die täglichen Morgen- und Abendandachten besuchten, nur, um die Kleinen singen zu hören. Ja, und Weihnachten und sein liebliches Geheimnis der Erlösung! Wie konnte es mehr auf groß und klein wirken, wenn er ihnen eine Krippe baute mit Hirten, Engeln und den heiligen Königen! Sein Vertrauen war größer zu der ausgestellten Weihnachtskrippe als zu seinen Worten und er meinte zu fühlen, wie die stummen Darsteller der heiligen Personen zu den Herzen der heidnischen Indianer sprachen, ernst und eindringlich.

Die heranwachsende Tekakwitha versäumte keine Gelegenheit, dem Unterricht für die ungetauften Indianer beizuwohnen. Allmählich stellte sich jedoch der Onkel feindseliger gegen die Missionare. So mußte sie vorsichtiger werden, um seinen Haß nicht noch mehr zu steigern. Es blieb ihr nur der Trost, den Tag herbeizusehnen, an dem sie aus eigener Entscheidung Christin werden durfte. So ging es bis zu dem Jahre 1675, als Pater Jakob de Lamberville der Nachfolger des im Jahre zuvor gestorbenen Paters Boniface wurde. Tekakwitha war damals neunzehn Jahre alt.

Umgeben von den tief eingewurzelten Lastern ihres Stammes blieb sie reinen Herzens und ertrug mutig und gelassen die Ärgernisse ihrer Umgebung. Für einen Menschen ihrer Art wirkte eben das große Beispiel: der heldenhafte Mut ihrer Mitmenschen, die sich schon früher dem Christentum zugewendet und für

ihren Glauben gelitten hatten und jederzeit bereit waren, für ihn zu sterben.

Zu diesen gehörte eine Indianerin, die nicht nur selbst eifrig am Unterricht teilnahm, sondern auch noch andere herbeizog. Hielt sie sich selbst noch als der Taufe unwürdig, so sprach sie die Bitte aus, daß ihr Söhnchen getauft werden möge. Die Bitte wurde erfüllt, aber schon bald nach der Taufe starben ihr Mann und das Kind. Dann wurde sie selbst krank, und nun überschütteten sie die abergläubischen Indianer mit wilden Vorwürfen. Sie allein hätte durch die Taufe all das Unglück über sich und die Ihrigen gebracht. Aber sie ließ sich nicht beirren und blieb ihrem Vorhaben treu. Sie wurde auch wieder gesund und behauptete sich standhaft als fromme Christin und starkes Vorbild.

Tief wirkte in Tekakwitha ein Erlebnis nach, das in die kurzen Besuchstage der ersten Missionare fiel. Man hatte eine gefangene Indianerfrau skalpiert und nun war sie sterbend in die Hütte hineingeschleppt worden. Zu ihr setzte sich, so schreibt der Missionar, eine alte Zauberin. Wie eine Schildwache des Teufels drängte sie die Gemarterte, jede priesterliche Hilfe abzulehnen. Der Pater ging ein- und zweimal zu ihr hinein, um sie auf das Ende vorzubereiten — doch ohne Erfolg. Auch noch ein drittes Mal — eben so erfolglos. Erst als er zum vierten Mal kam, änderte sie sich gänzlich und empfing willig die Taufe aus seiner Hand.

In Caughnawaga lebte um diese Zeit mit seiner Frau Tegonhatsihongo der berühmte Häuptling Kryn,

der „große Mohawk“. Nach einem siegreichen Kampf gegen die Mohikaner hieß er auch „der Besieger der Mohikaner“. Sie hatten ein Kind, ein Töchterchen, das jeder im Dorfe liebte. Wegen des Kindes hatte er einmal eine Auseinandersetzung mit seiner Frau. Nach der damaligen indianischen Auffassung war dies ein Grund zur Ehescheidung, und er verließ sie einfach. Tekakwitha kannte den Häuptling und seine Frau, die erst vor sechs Monaten Christin geworden war. Sie fühlte das maßlose Leid der jungen Verlassenen und erst gar, als das Töchterchen, der einzige Trost, an den Folgen einer Krankheit starb. Tekakwitha konnte den Schmerz der Ärmsten verstehen, als die heidnischen Indianer sie schmähten, weil sie das „Gebet“, wie sie den hl. Glauben nannten, angenommen hatte. Statt aber im Glauben nachzulassen, suchte die tapfere Frau noch andere für ihn zu gewinnen und wurde die eifrigste Mitarbeiterin der Missionare. Wie groß war erst ihr Trost und Tekakwithas Mitfreude, als der Gatte als ernster, gläubiger Christ zu ihr zurückkehrte. — Er war in dem Indianerdorf in Kanada gewesen, wo die Missionare getaufte Indianer verschiedener Stämme sammelten. Dort konnten sie unbehelligt von den Stammesgenossen ihrem Glauben leben. Jetzt war der Häuptling zurückgekehrt, um sich wieder mit seiner Frau zu vereinigen und sie aus den Greueln eines götzendienerischen Dorfes hinwegzuführen.

Tekakwitha konnte hier wohl dunkel die Hand der göttlichen Vorsehung erkennen. Wie schwer muß es

ihr ums Herz gewesen sein, als sie diesen Mann mit einer Anzahl Christen scheiden sah, um in der Ferne ihrem Glauben zu folgen. Wie gern wäre sie mitgezogen. Mit Recht war sie traurig; denn der Abschied der christlichen Stammesgenossen ließ sie viel schärfer als bisher fühlen, daß sie noch keine von ihnen war. Aber den Onkel ärgerte die Abreise. Er warf den Missionaren vor, daß sie seine Leute von ihm abwendig machten. Für Tekakwitha war es unter diesen Umständen ungemein schwierig, das zu tun, wonach ihr Herz verlangte. Ja, sie durfte nicht mehr am Unterricht teilnehmen, und die Missionare mußten ihre Hütte meiden. Hatte sie auch keine Furcht vor dem Unwillen des Onkels, so wollte sie ihn doch nicht reizen. Sie durfte es nicht zu einer offenen Feindschaft zwischen ihm und Pater de Lamberville kommen lassen. So wurde ihre Sehnsucht, Christin zu werden, auf eine harte Probe gestellt.

Acht Jahre hatten die Patres Frémin, Pierron, Boniface und jetzt de Lamberville in Caughnawaga gearbeitet. Die ganze Zeit hatte das junge Mädchen im Verlangen nach dem Glauben gelebt. Es war das Leben einer beständigen Begierdetaufe gewesen. Aber ihre Scheu und Bescheidenheit, ihre zeitweilige Abwesenheit, wenn sie in den Maisfeldern arbeitete oder sich auf der Jagd befand und nicht zuletzt die Abneigung des Onkels gegen die Missionare ließ sie nicht zum Ziel kommen. Das Wanderleben der Missionare, ihr stetes Hin und Her von einem Dorf zum andern, ihre Zurückhaltung, Frauen und Männer zu taufen, die dem

Götzendienst gehuldigt oder ihrer natürlichen Veranlagung nach unbeständig oder gar sittlich verdorben waren, alles das trug weiter dazu bei, daß Tekakwithas Sehnsucht so lange unerfüllt blieb.

Ein glücklicher Zufall kam ihr endlich zu Hilfe. Doch was wir Zufall nennen, ist in Wirklichkeit göttliche Vorsehung. Ein solcher Zufall war es, der eines Tages Pater de Lamberville in Tekakwithas Hütte, an der er so oft vorübergegangen, eintreten ließ. Es war in Wirklichkeit Gottes Weg, der auf diese Weise den Bitten des Mädchens antworten wollte. Obgleich Tekakwitha sonst draußen auf dem Felde Arbeiten verrichtete, weilte sie an diesem Tage in der Hütte. Ihre Augen schmerzten heftig und sie hatte einen kranken Fuß. Zwei andere Frauen waren bei ihr zu Besuch. Aber sie fühlte, daß ihre große Stunde gekommen sei, und so schüttete sie dem Priester ihr Herz aus und flehte um die Taufe. Pater de Lamberville warnte sie vor dem Widerspruch ihrer Verwandten. Sie ließ sich nicht abschrecken. Ihr Mut und ihre Festigkeit trugen den Sieg davon. Sie durfte weiterhin am Unterricht teilnehmen. Sie rückte ihrem Ziele näher. Bald sollte sie getauft werden. —

II.

Christin und Verbannte

Der Ostersonntag des Jahres 1676, am 18. April war es, gestaltete sich zu einem Festtag in Caughnawaga. Pater de Lamberville betrachtete ihn als den schönsten Tag seines priesterlichen Lebens. Er hatte das demütige und reine Herz dieses einfachen Indianermädchens erkannt und wußte, welche auserwählte Seele er dem lieben Gott zuführen durfte. Die christlichen Indianer freuten sich innig, daß eine, die jeder von ihnen als bescheiden, barmherzig und gottesfürchtig liebgewonnen hatte, nun dazu bestimmt wurde, die eigenen Reihen zu zieren. Die heidnischen Stammesgenossen vergaßen ihren Haß gegen den christlichen Glauben und wohnten der Feierlichkeit bei. Ein Freudentag war es für das ganze Dorf.

Das Innere der mit Birkenrinde gedeckten Kapelle war ein einziger Rausch von Schmuck. Der Altarraum

war mit Biber-Bären-Fuchs- und Wildkatzenfellen ausgelegt. An den Wänden hingen neben perlenbestickten Halsketten und Armbändern reichfarbige Gürtel, mit Muscheln und Glasperlen kunstvoll besetzt. Den Weg zur Kapelle hatten liebevolle Hände zu beiden Seiten mit jungen Bäumen bepflanzt. Eine fast geheimnisvolle Bewunderung erregte Tekakwitha in den Herzen ihrer Stammesgenossen, als sie auf diesem Wege in tiefer Frömmigkeit und Demut dahinschritt. Wie rührend bescheiden sie aussah, als sie sich in der Kapelle niederkniete und die heilige Taufe empfing. Der Missionar gab ihr den Namen Katherina.

Nun war sie Christin, durch die Taufe geheiligt und der Kirche eingegliedert. Endlich hatte sie das Ziel ihrer Sehnsucht erreicht, das sie jahrelang im Herzen getragen. Ein neues Leben lag vor ihr. Ein Leben, das nur ausgefüllt sein sollte in innigem Hinstreben zu Gott. Wie schön wäre es nun für sie gewesen, sofort zu ihren christlichen Stammesgenossen nach Kanada zu fliehen, um dort ihrem Glauben und Gottverlangen nachzuleben. Sie blieb in Caughnawaga; sie fühlte sich allen Versuchungen gegenüber gefeit. Ihr zurückgezogenes Leben viele Jahre hindurch hatte sie ihrem eigenen Stamme entfremdet.

Was galten ihrem reinen Herzen die heidnischen Sitten ihres Volkes, die schwelgerischen Feste und abergläubischen Gebräuche, die wilden Tänze und andere Zusammenkünfte voller Trunkenheit, Ausschweifungen und Sünden. All dieses hatte sie schon immer gemieden. Sie suchte andere Wege: die der

Nächstenliebe und den zu ihrer trauten Kapelle. Sie liebte auch ihre Arbeit; untätig sah man Kateri nie. Sie war gewissenhaft und fleißig, in der Hütte oder auf dem Felde, aber was sie auch tat, ihre Gedanken weilten bei Gott.

Doch wie es so oft im Leben geschieht, früher und auch noch heute, Kateris fromme Lebensweise erregte bald den Unwillen ihrer heidnischen Stammesgenossen. War doch ihr gottzugewandtes Leben ein fortgesetzter, schweigender Vorwurf für die lockeren jungen Männer und Mädchen des Dorfes. Die anfängliche Bewunderung wich, Mißgunst und Neid griffen Platz. Ja, man begann, Kateri zu hassen.

Der Haß wuchs zur offenen Feindschaft. Die ihr nicht Wohlgesinnten griffen zur Lüge und zur Verleumdung, um sie zu schmähen. Vor nichts schreckten sie zurück, um sie zu demütigen und zu beschämen. Die Hüttengenossen verlachten sie wegen ihrer Gebete und warfen ihr Faulheit vor. Als sie in ihren Gebeten nicht nachließ, verfolgte man sie in immer stärkerer Weise. Man begann, ihr das Essen vorzuenthalten, verhöhnte sie und überhäufte sie mit Spott. Eine schlechte Frau im Dorfe oder ein Trunkenbold konnten nicht wüster beschimpft werden als Kateri. Aber sie ertrug alle Anfeindungen tapfer und geduldig. Kinder schrien ihr nach und bewarfen sie mit Schmutz und Steinen. Verächtlich nannte man sie: „Die Christin!“

Und der Onkel? Er hielt sogar zu ihren Peinigern und schimpfte sie eine Heuchlerin. Sein Haß ging so

weit, daß er zeitweilig Medizinmänner holen ließ, die es mit ihren heidnischen Zaubereien versuchten, Kateri von ihrem Glauben abzubringen. Ja, er ließ es sogar zu, daß ein junger Krieger ihr in die Hütte folgte. Dieser bedrohte sie mit dem Tomahawk und mit dem Tode, wenn sie nicht ihrem Glauben entsagen würde. Sie gab ihm zur Antwort: „Du kannst mir das Leben nehmen, aber nie meinen Glauben.“

Alle Dinge, auch das tiefste Leid gereichen denen zum Besten, die Gott lieben. Kateri ertrug die bittersten Verfolgungen still und mutig. Sie ahnte nicht, daß sie gerade dadurch die besondere Aufmerksamkeit des Paters de Lamberville auf sich lenkte. Der Missionar erkannte die ungewöhnliche Seelengröße, die das junge Mädchen an den Tag legte. Er beschloß, ihr den Weg zu weisen, der zur christlichen Vollkommenheit führt.

War sie bis dahin in ihrem Seelenleben nur ganz auf sich selbst angewiesen, so sollte sie von nun an der besonderen Führung eines Menschen anvertraut sein, der nicht allein die heldenhafte Tugend predigte, sondern sie selbst übte. Je mehr sie nun von den Höhen lernte, auf die man durch die Liebe zu Gott gelangen kann, je tiefer sie in den Geist des Gebetes und der Selbstaufopferung eindrang, desto größer wurde ihre Abneigung gegen die Abgöttereien der heidnischen Stammesgenossen. In ihrer Seele wuchs der Wunsch und das fromme Verlangen, in einer Umgebung zu leben, wo sie sich rückhaltlos dem Dienste Gottes und ihres Volkes widmen konnte. Mit bren-

nendem Eifer lauschte sie den frommen Erzählungen der Besucher, die von Zeit zu Zeit aus dem Christendorf kamen, das die Missionare in Kanada gegründet hatten. Immer mehr wuchs in ihr die Sehnsucht nach jenem Dorf Laprairie, das Montreal gegenüber am St. Lorenzstrom lag. Französische und indianische Christen lebten dort in friedlicher Eintracht und sehr glücklich zusammen.

*

In aller Welt träumt die Jugend gern von erreichbaren und unerreichbaren Dingen, früher und auch noch heute. Die jungen Indianer der damaligen Zeit fanden in der Jagd, im Fischfang, in den Tauschgeschäften mit den weißen Händlern, im Aufbruch und in der Rückkehr der Krieger zu und von ihren Kriegsfahrten Stoff genug für ihre Träume. In Caughnawaga kam mit den Besuchern aus dem Christendorf langsam ein Wechsel in den Inhalt dieser Träumereien. Die Jugend hatte gesehen, wie eine ganze Anzahl von Stammesgenossen ihre Langhäuser aufgegeben hatten. Unter ihnen waren einige, die zu den Ersten ihres Volkes gehörten. Sie waren fortgezogen, um sich auf ganz fremden Boden und unter ganz anderer Umgebung niederzulassen.

Begierig lauschten die jugendlichen Indianer den Worten der Besucher aus dem fernen Christendorf. Was sie berichteten, klang ja fast so, wie sich die Mohawks das Leben in den seligen Jagdgründen vor-

stellten. Dort gab es keine Faulenzerei und keine Grausamkeit, weder Roheit noch Marter. Dort kannte man keinen dämonischen Zauberkram, keine Hexereien, keine Trunkenheit, keine Zügellosigkeit und keine tollen Schwelgereien. Dafür herrschten dort Fleiß, Freundlichkeit, Anstand, Mäßigkeit, Keuschheit und harmlose Freuden.

In der stillen Abgeschiedenheit ihrer Kammer konnte sich Kateri den Gedanken an dieses irdische Paradies ungestört hingeben. Ihre Sehnsucht nach einem wahrhaft frommen Leben wurde immer lebendiger. Je mehr sie in ihrem Streben danach gehindert und selbst verfolgt wurde, umsomehr verlangte ihr junges Herz nach jener Stätte, wo sie Gott mit der Freiheit aller seiner Kinder dienen durfte.

Es sei hier erzählt, daß es schon viele Jahre vorher die Absicht der Missionare gewesen war, einen Zufluchtsort für die christlichen Indianer zu errichten. Eine Stätte sollte es sein, wo sie frei von allen Anfeindungen ihrem Glauben nachleben könnten. Doch Hemmnisse vielerlei Art stellten sich in den Weg, sodaß der Plan immer wieder zurückgestellt werden mußte. Inzwischen bemühten sich die mutigen Wegbereiter des christlichen Glaubens auf mancherlei Weisen, die Indianer von ihren Lastern und Abgöttereien abzubringen. So veranlaßten sie französische Familien, indianische Knaben und Mädchen in ihren Häusern aufzuziehen. Junge Mädchen brachten sie in den Schulen der Klosterschwestern unter. Schließlich versuchten sie es, erwachsene Indianer,

möglichst ganze Familien, fern ihrer Heimat in der Nähe der französischen Gründungen anzusiedeln. Nicht allein, um sie zum dauerndem Christentum zu erziehen, sondern auch, um sie zu zivilisieren.

Doch all diese heroischen Bemühungen waren von geringem Erfolge. Sie konnten verhältnismäßig immer nur wenigen nützen und waren in seltenen Fällen von Dauer. Für das Ziel, das Christentum in größerem Umfange zu verbreiten, waren sie wenig geeignet. Selbst als die unermüdlichen Missionare endlich ein passendes Gebiet für ein christliches Indianerdorf erworben hatten, vermochten sie anfangs keinen zu überreden, für längere Zeit dort zu bleiben. Inzwischen benutzten sie den schön gelegenen Platz für die erschöpften Missionare, die dringend einer Erholung bedürftig waren.

Endlich führte wiederum ein scheinbarer Zufall, der sich aber als gütige Vorsehung der Hand Gottes erwies, die Erfüllung langgehegter Wünsche herbei.

Kam da eines Tages ein Oneida-Indianer nach Montreal. Peter Tonsohoten hieß er, ungetauft noch, aber dem Herzen nach ein Christ. Er kam mit seinem Weibe Gandeaktena, ihrer Mutter, einem Schwager und fünf weiteren Freunden seines Stammes. Sie hatten Charles Boquet begleitet, einen Laienhelfer der Jesuiten, der in Montreal Heilung von seinem Rheumatismus erhoffte.

Als diese Indianer das Leben der Christen in Montreal sahen, begeisterte es sie so, daß sie beinahe ihr heimatliches Irokesenland darüber vergaßen. Pater

Raffeix machte ihnen daher den Vorschlag, sie sollten sich doch in St. Francois Xavier, wie der Erholungsort der Missionare hieß, niederlassen und ansiedeln. Tatsächlich verbrachten die Indianer daraufhin dort den Winter 1667—1668 und erhielten Unterricht im heiligen Glauben. Im folgenden Sommer begaben sie sich nach Quebeck, wo sie alle vom Bischof selbst die heilige Taufe empfingen, mit Ausnahme von Tonsohoten, der einige Jahre später getauft wurde. Das war der bescheidene Anfang einer religiösen Siedlung, die sich bis in unsere Tage erhalten hat. Das Dorf der Indianer lag damals 6½ Kilometer nördlich von Laprairie, nahe den Stromschnellen von Lachine.

Berichte von dieser christlichen Siedlung fesselte natürlich die Indianer in nah und fern. Viele von ihnen, die vom Fischfang oder von der Jagd heimkehrten, hielten aus reiner Neugierde an, nur um zu sehen, wie es im Dorfe zuging. Mitunter waren sie so zufrieden, daß sie gleich dablieben. Oder sie kehrten nach der Heimat zurück, um ihre Freunde zu drängen, mit ihnen dorthin zu ziehen. Von allen Stämmen aus dem Gebiete Nieder-Kanadas, das heute zum nördlichen Teil des Staates New York gehört, eilten christliche Indianer herbei, um in St. Xavier eine neue und schönere Heimat zu finden. Bald waren es die Mitglieder von 22 Stämmen, die dort froh und dankbaren Herzens als Christen lebten. Und nicht wenige unter diesen Naturkindern waren ernst und aufrichtig bestrebt, ein christliches Leben in seiner ganzen Vollkommenheit zu führen.

Stämme, wie der Huronen, Oneidas und Algonken, die in größerer Zahl vertreten waren, wurden ermächtigt, einen Führer oder Vertrauensmann zu ernennen, der die laufenden Arbeiten unter der Leitung der Missionare zu regeln hatte. So hatten die Oneidas als Führer ihren Stammesgenossen Garonhiage, mit seinem Weibe Maria Garhio. Er war auf den Namen Ludwig getauft. Dieser Mann wurde durch die gütige Vorsehung Gottes dazu bestimmt, im Leben Kateris eine entscheidende Wendung herbeizuführen.

„Heiße Asche", so war die Bedeutung seines indianischen Namens, war nicht allein der Vertrauensmann seiner Stammesgenossen. Er war „Katechist" und Apostel zugleich. Daheim unterrichtete und ermahnte er seine Leute oder erläuterte ihnen fromme Bilder. Das war ihm aber nicht genug; es trieb ihn hinaus. Er zog in das Gebiet der Irokesen, um seinen früheren heidnischen Stammesangehörigen von dem neuen Leben in St. Xavier zu erzählen.

Auf einer von diesen Reisen kam er nach Caughnawaga und wurde so das Werkzeug zu Kateris Flucht, die sie in das Dorf der Christen führen sollte. Längst schon hatte sie mit Pater de Lamberville über die Möglichkeit einer Flucht gesprochen und auch seine volle Zustimmung erhalten. Da auch ihre Tanten nichts dagegen einwandten, traf man in aller Stille die notwendigen Vorbereitungen. Während „Heiße Asche" weiterzog, um in anderen Dörfern für den Glauben zu wirken, floh Kateri mit zwei ihr treu-

ergebenen Begleitern. In einem Kanu ging es den Mohawkfluß hinunter und dann auf einem Indianerpfad, der durch den Urwald führte, dem Georgssee zu.

Ihr Onkel weilte gerade bei einer politischen Verhandlung in Albany. Als er davon hörte, daß Kateri das Dorf verlassen hatte, nahm er unverzüglich die Verfolgung auf. Mit knapper Not entging ihm die Verfolgte durch eine List. Sie versteckte sich im Dickicht des Urwaldes, indessen ihre Begleiter, es waren ein Verwandter und ein Hurone von Lorette, dem erregten Onkel vortäuschten, sie seien auf der Jagd. Enttäuscht und zornig nahm der Onkel die Verfolgung nach einer anderen Richtung auf; Kateri war gerettet.

Vier Tage brauchten die Flüchtlinge, um den Georgssee oder „Heiliges Sakrament“[7]) wie ihn Jogues vor dreißig Jahren benannt hatte, zu erreichen. Dort lag das Kanu von „Heiße Asche“. Sofort wurde die Flucht auf dem Wasser fortgesetzt. Nach Durchquerung des Sees, durchfuhren die Flüchtlinge den noch längeren Champlainsee und dann den Richelieufluß hinab bis zum Fort Chambly. Dann ging es wieder westlich durch den Urwald, bis sie nach einer Woche voller Mühen und Gefahren das Dorf der Christen erreichten. Es war mitten in der schönsten Jahreszeit, im Spätsommer des Jahres 1677.

Kateri aber glaubte, die Grenzen zum Paradiese überschritten zu haben. —

[7]) Lake George u. Lake Champlain, zwei Seen von wunderbaren Naturschönheiten im Staat New York.

III.

In voller Blüte

Pater de Lamberville hatte der geflohenen Kateri einen Brief mitgegeben, der sie bei Pater Cholenec einführen sollte; zusammen mit den beiden Patres Frémin und Chauchetière leitete dieser die Mission. Der Inhalt dieses Briefes war ungefähr: „Katherina Tekakwitha kommt zu Ihnen nach St. Xavier, um dort zu bleiben. Wollen Sie so freundlich sein und ihre Seele leiten? Bald werden Sie erkennen, welch einen Schatz wir Ihnen anvertraut haben. Hüten Sie ihn gut! Möge er in Ihren Händen zur Ehre Gottes gedeihen und zur Heiligung einer Seele, an der Gott sicherlich viel gelegen ist.“

Die erste Sorge der Missionare war nun, sie bei einer frommen Familie unterzubringen. Was lag näher, als die Hütte des Mannes zu wählen, der sie von ihrer Heimat bei den Mohawks hinweggeführt hatte. „Schwester“ nannte sie dessen Frau, obgleich sie

kaum mehr als eine entfernte Verwandte war. Wie einen Engel nahm man sie auf; ein Lichtstrahl fiel mit ihrem Eintritt in die Hütte. In dieser Hütte wohnte unter anderen auch Anastasia Tegonhatsihongo, die bald nach der Rückkehr ihres Mannes von Caughnawaga hierher übergesiedelt war. In echt christlicher Liebe widmete Anastasia ihre freie Zeit den Frauen und Mädchen, die auf die Taufe vorbereitet werden sollten. Wie groß war ihre Freude, als sie Kateri erblickte. War sie einst eine gute Freundin ihrer Mutter gewesen, so wurde sie ihr jetzt die zweite Mutter.

Für Kateri war das Leben im Dorf der Christen eine vollständig neue Welt. Frei war sie von den Ärgernissen der heidnischen Heimat, frei von den Verfolgungen im engsten Lebenskreis. Alles schien ihr überstrahlt von dem Glanz einer christlichen Liebe, wie sie sie niemals gekannt hatte. Tiefe Dankbarkeit erfüllte ihr Herz und entflammte in ihr den Wunsch, von nun ab dem lieben Gott ganz und ungeteilt zu dienen. Nicht nur das wollte sie erkennen, was sie meiden mußte, nein, ihr einziger Gedanke war darauf gerichtet, das zu lernen, was Gott wohlgefällig war.

Die Kapelle wurde ihr Lieblingsaufenthalt; wenn immer sie das Langhaus verließ, ging dorthin ihr Weg. Sie war dort, wenn um vier Uhr morgens die Tür geöffnet wurde und sie blieb dort, bis alle heiligen Messen vorüber waren. Während des Tages zog es sie immer und immer wieder zu der geweihten Stätte, besonders aber während der Winter- und

Regenzeit, wenn sie nicht auf dem Felde zu arbeiten brauchte. Nie fehlte sie beim gemeinschaftlichen Abendgebet. Den Sonntag verbrachte sie zum größten Teil in der Kapelle. Andächtig wohnte sie den verschiedenen Gottesdiensten bei; morgens der heiligen Messe und dem Rosenkranz, nachmittags der Bruderschaftsandacht der heiligen Familie und der Vesper. Während der Vesper sangen die Indianer jedoch anstelle der Psalmen eine Art Gebete. Auf diese Weise suchten die Missionare ihnen die verschiedenen Gebete beizubringen, so die täglichen Gebete und die Meßgebete, ein Gebet zum heiligen Schutzengel, und ein anderes um Glauben; ja, sie hatten sogar eines mit den zehn Geboten. Singend lernten sie beten, singend lernten sie, wie man Gott gehorchen müsse.

„Gebet". — Mit diesem Wort bezeichneten die Indianer die christliche Religion überhaupt. Christ ist einer, der betet, sagten sie. Sie schienen zu fühlen, daß das Wesen der Religion Gottvereinigung ist, ein Sichbesprechen mit Gott, ganz besonders eben im Gebet. Die Indianer liebten das Gebet, vor allem das gemeinschaftliche. Aber auch das eigene Herzensgebet wurde ihnen leicht.

Mit jedem Gebet wurzelte sich Kateris Glauben tiefer ein. Immer klarer wurde es ihr, daß ihr Verhältnis zu Gott persönlicher Art war. Sie fühlte, daß die innige Liebe zu ihm der einzige, wertvollste Beweggrund sein müsse für alles, was sie für ihn tat. Die kleinste Untreue gegen Gott schien ihr undenkbar, weil sie ein schweres Vergehen in ihren Augen war.

Nach ihrer hohen Vorstellung von der Größe und Majestät Gottes wollte sie nur noch in seiner Gegenwart leben und in allen Dingen nur aus vollkommener Liebe zu ihm handeln. Ihr Gebet wurde beständig und „ohne Unterlaß", auch inmitten der Arbeiten des Haushaltes und der täglichen Sorgen.

Die Vollkommenheit ihres reinen Herzens bestimmte die Missionare, sie schon am Christtag nach ihrer Ankunft in St. Xavier zur ersten heiligen Kommunion zuzulassen. Ein besonderer Vorzug für das junge und glückliche Menschenkind. Mußten doch die neugetauften Indianer in der Regel ein Jahr und auch noch länger in der Vorbereitung ausharren, um ihre Beständigkeit zu beweisen.

Wie ein Engel bereitete sich Kateri auf den Empfang des heiligsten Sakramentes vor; ihr Eifer schien kein Ende zu haben. Auch die Indianer wollten diese Feier mit möglichster Festlichkeit begehen. Sie schmückten die Kapelle aufs schönste. Unter Kerzen, Kranzgewinden und Gesängen nahm Kateri in der heiligen Christnacht den in sich auf, der das Brot der Auserwählten ist und jener Wein, aus dem ewig Freude sprießt. — Nach diesem Ehrentag wurde die heilige Eucharistie ihre einzige Sehnsucht. Kniete sie zum Empfang des heiligsten Sakramentes nieder, dann war ihre Sammlung so groß und ihre Andacht so ergreifend, daß die anderen Indianer am liebsten in ihrer Nähe sein wollten, ihr Anblick schon vermehrte die eigene Andacht.

*

Der Winter war die Zeit der Jagd; etwa vier Monate war alles unterwegs. Auch die Frauen nahmen daran teil und nur wenige blieben zurück. Weit über den vereisten St. Lawrencestrom und durch die kahlen Wälder verfolgten und jagten die Männer Elche, Bären, Biber, Wildkatzen, Füchse, Stachelschweine, Ottern und Seehunde. Die Frauen brachten die Beute heim, bereiteten das Fleisch zu, besserten die Hütten aus und verrichteten Hausarbeiten.

Die Indianer liebten die Jagd. Sie brachte ihnen Bewegungsfreiheit. Die Missionare wußten aber, daß sie auch die beste Gelegenheit zu Ausschweifungen aller Art war. Sie hatten darum die Indianer allmählich daran gewöhnt, auch während der Jagd ein geregeltes Leben zu führen. Täglich sollten sie so oft als möglich zum gemeinschaftlichen Gebet zusammenkommen. Auch die Sonntage sollten sie halten. Um sie daran zu erinnern, hatten ihnen die Missionare Kalender von Birkenrinde mitgegeben, auf denen die Sonn- und Festtage, sowie die Fast- und Abstinenztage abzulesen waren. Schließlich hatten sie Männer dazu bestimmt, die das Zeichen zum Gebet gaben und die Andacht leiteten.

Fleißig verrichtete Kateri ihren vollen Arbeitsanteil auf der Jagd wie in der Hütte. Im Gebet war sie das Beispiel tiefster Frömmigkeit. Nicht zufrieden mit den gemeinschaftlichen Gebeten, suchte sie sich einen eigenen Andachtsplatz. Sie fand ihn in einer Waldlichtung, die von immergrünen Bäumen umgeben war. In die Rinde von einem dieser Bäume schnitzte

sie ein Kreuz ein. So oft es nur ihre Zeit zuließ, ging Kateri zu dieser Stätte. Besonders am frühen Morgen suchte sie das Alleinsein mit Gott, das sie im Gebete fand. — Sie konnte es nicht ahnen, daß ihr heimlicher Weg von einer eifersüchtigen Frau falsch gedeutet wurde. Als die Jagdzeit vorüber war, zeigte diese Frau die ahnungslose Kateri beim Missionar an. Doch der Pater ging der Sache auf den Grund und nahm Kateri in Schutz. Schon nach kurzer Zeit sah die Anklägerin ihr Unrecht ein und bereute es von Herzen — mehr vielleicht, als viele gebildete Christen es heute tun würden.

Kurz vor der Karwoche waren die Indianer von der Jagd nach Hause zurückgekehrt. Welch ein scharfer Gegensatz bestand doch zwischen dem aufregenden Jagdleben und den Gottesdiensten der Karwoche und der Ostertage! Die ergreifenden Zeremonien der Kartage machten einen tiefen Eindruck auf Kateri und entzündeten in ihr eine innige Liebe zu den Leiden des göttlichen Heilandes. Besonders war der Karfreitag ein Tag herzlichen Mitgefühls mit dem leidenden Erlöser. Für Christus zu leiden, für ihn ein Leben der Buße zu führen, das war von neuem ihr fester Vorsatz. Der Ostersonntag mit der Erinnerung an ihre Taufe brachte ihr eine besondere Auszeichnung. Sie wurde in die Bruderschaft der heiligen Familie aufgenommen, die eigentlich nur älteren und ausgewählten Mitgliedern der Mission vorbehalten war. Die Auszeichnung machte sie nur noch demütiger. Je mehr die andern sie bewunderten, desto mehr suchte

sie ihre „Verbrechen“ wie sie es nannte, zu erkennen und durch Bußübungen an ihrem schwachen Körper zu sühnen. Nach den Beispielen, die sie aus der Geschichte der Heiligen und der Einsiedler gehört hatte, glaubte auch sie, für die Leiden unseres Heilandes sühnen zu müssen.

Um diese Zeit wurde sie beim Fällen eines Baumes durch herabfallende Zweige zu Boden geworfen und blieb bewußtlos liegen. Als tot hob man sie auf. Bald darauf aber kam sie wieder zu sich und rief: „O Du lieber Jesus ich danke Dir, daß Du mich in der Gefahr beschützt hast.“ Sie glaubte fest, der liebe Gott habe ihr Leben geschont, damit sie Buße üben könne.

Schien auch das Indianerdorf von St. Xavier im Vergleich zu Caughnawaga ein Paradies zu sein, so war es nicht ohne gelegentliche Sünder und ohne ärgerliche Vorkommnisse. Immer wieder mußten die Missionare gegen weiße Händler vorgehen, die geistige Getränke in die Langhäuser hineinzubringen versuchten. Das leider starkbegehrte „Feuerwasser“ konnte an einem Tage vernichten, was in monatelanger, mühseliger Arbeit aufgebaut war. Wenn auch zum Schlechten geneigt, übte der Wilde doch Selbstbeherrschung, solange er nüchtern war; beim Trunke jedoch war er mehr Teufel als Mensch. Die Verführung war groß, und nicht alle Indianer im Dorfkreis waren Christen. Einige waren mit ihren christlichen Verwandten dorthingekommen, andere warteten auf die heilige Taufe. Neben herrlichen Beispielen der Frömmigkeit gab es auch traurige Fälle der Gottlosigkeit.

So hatten bei einer Gelegenheit drei Indianerinnen beschlossen, einige ihrer indianischen Lehrer zu versuchen. Es gelang ihnen auch, einen jungen Krieger zu verleiten. Natürlich mußten die Abtrünnigen das Christendorf sofort verlassen.

Eine Indianerin mit Namen Maria Theresa Tegaiagenta hatte nicht nach ihren Taufversprechungen gelebt. Sie war vom Stamme der Oneidas und zum Trunke geneigt. Im Winter des Jahres 1675 war sie mit einer Gesellschaft von elf Personen auf die Jagd gezogen. Es waren vier Männer, unter denen ihr Mann, drei andere Frauen und drei Kinder. Immer weiter waren sie gezogen und da sie kein Wild fanden, dem Verhungern nahe. Da wurde Maria Theresas Mann von einer tödlichen Krankheit gepackt. Verlassen von den andern blieb sie bei ihm, bis er starb. Sie begrub ihn im Schnee. Dann machte sie sich auf die Suche nach ihren Genossen. Sie holte sie wieder ein. Doch sie waren völlig erschöpft und vor Hunger unfähig, weiterzugehen. Ohne Hoffnung auf Rettung hatten sie nur noch den Tod zu erwarten. Nur einen Ausweg schien es noch zu geben. Es war der furchtbare Vorschlag, einen der Gesellschaft zu töten und zu verzehren.[8]) Sie wagten es aber noch nicht zu tun und wollten zunächst von der Christin

[8]) Die Indianer damaliger Zeit waren mehr oder weniger Menschenfresser. So wurden den Gefangenen oft bei lebendigem Leib das Fleisch stückweise vom Leibe geschnitten und vor ihren Augen verzehrt. Dem heiligen Isaak Jogues wurden bei seiner ersten Marter die Finger abgeschnitten und verzehrt.

wissen, was sie dazu sagte. Da verzagte Maria Theresa und sie fürchtete sich, zu antworten. Als sie dann mit Entsetzen zusehen mußte, wie erst der eine und dann der andere von der Gesellschaft getötet und gierig verschlungen wurde, packten sie wilde Verzweiflung und heftige Gewissensbisse über ihr vergangenes Leben. Voller Grauen und Reue faßte sie den festen Vorsatz, wenn sie der liebe Gott wieder zu ihrem Volke zurückführen würde, für ihre Sünden wahre Buße zu üben. Mit vier Genossen überlebte sie die schrecklichen Gefahren und glücklich fanden sie den Weg zur Mission zurück. Auf der Stelle warf sie sich dem Missionar zu Füßen und bat ihn um seine Hilfe, ihre guten Vorsätze auszuführen.

Bald darauf traf Kateri diese Frau in der Nähe der Kapelle, die neugebaut wurde. Die beiden Frauen kamen in ein Gespräch, und diese zufällige Bekanntschaft reifte zu einer festen Freundschaft. Mit einer anderen Freundin, Maria Skarichions, trafen sie sich öfter und besprachen dann, wie sie ein besseres, ja heiliges Leben führen könnten. Die Zusammenkünfte fanden unter dem großen Kreuz des Friedhofes statt, von wo aus man den Strom übersehen kann, wie er sich um die Heron-Insel verbreitert. Hier auch planten die drei frommen Indianerinnen, wie sie sich auf der Insel eine Hütte bauen und Gott dienen wollten. Genau so wollten sie leben, so fromm und so demütig, wie es die weißen Krankenschwestern taten, die Skarichions und Kateri bei einem Besuch in Montreal gesehen hatten. Mit heiliger Begeisterung be-

schlossen sie, ihre Absicht dem Missionar, Pater Frémin vorzutragen. Von seinem Rat wollten sie sich leiten lassen. Der Pater hörte die drei auch an und lobte ihren Eifer. Er gab ihnen auch eine Regel, nach der sie dann zu leben suchten.

Während Kateri über ein Leben der Jungfräulichkeit nachsann, plante ihre „Schwester", sie an einen der jungen Männer des Dorfes zu verheiraten. Jeder Mann konnte doch nur stolz auf eine solche Lebensgefährtin sein. Nichts erschien ihr natürlicher, als daß Kateri an ihre Zukunft ebenso dachte, wie es auch andere ihres Alters tun. Nach Auffassung der Indianer war es auch das einzig richtige. Kateris Nichtachtung von Schmuck und hübscher Kleidung in all der Zeit ließ allerdings die Schwester fürchten, daß sie nicht auf ihren eigenen Vorteil bedacht wäre. Ihr fast ausschließlicher Umgang mit den beiden Frauen mußte jedem als seltsam erscheinen und war für ihre Aussichten im Leben geradezu schädlich. Ein selbstgewolltes, jungfräuliches Leben war den Indianern gänzlich unbekannt. Nur so kann man das Drängen der ihr nahestehenden Menschen begreifen.

Jedenfalls verstand man, Kateri die Verpflichtung zu heiraten so geschickt klar zu machen, daß sie selbst keine entschiedene Antwort finden konnte. Sie suchte darum beim Missionar Zuflucht in ihrer Unsicherheit. Von ihm wollte sie die christliche Auffassung über das jungfräuliche und das eheliche Leben hören. Vor allem wollte sie in der Liebe zum jungfräulichen Leben bestärkt werden. Als sie sich in ihrer ersten Mädchenzeit

den Heiratsabsichten der Verwandten widersetzt hatte, war sie einer natürlichen Scheu gefolgt. Jetzt jedoch wollte sie den Stand der Jungfräulichkeit wählen, weil es ihr darin besser schien, ihre Seele ganz dem Dienste Gottes zu weihen. Zu ihren Bußübungen und ihrer Verehrung des Leidens Christi war eine innige Liebe zur reinsten Jungfrau hinzugekommen. Der Rosenkranz war ihr unzertrennlicher Begleiter geworden. Wo sie ging, da betete sie ihn und immer mit neuer Freude. An Samstagen und an den Vorabenden der Feste Unserer Lieben Frau opferte sie besondere Bußwerke auf.

Bei einem Besuch in Montreal hatte sie das Leben der Schwestern von der Heimsuchung kennen gelernt. Sie hatte gehört, wie diese frommen Frauen den Schatz ihrer Jungfräulichkeit Gott weihen. Von dieser Stunde an hatte sich das Sinnen nach einem gleichen Opfer in ihr bestärkt. Ihr Wunsch war aufrichtig, aber konnte er erfüllt werden? Hatte sie bis zu dieser Stunde ihr Geheimnis sorgsam gehütet, nun, da sie von allen Seiten zur Heirat gedrängt wurde, mußte sie es offenbaren.

Und sie bat Pater Cholenec um etwas, was bisher in ihrem Volke noch nie dagewesen war; sie bat, das Gelübde der Keuschheit ablegen. Der Pater zauderte und legte ihr sogar die Vorteile einer guten christlichen Heirat dar. Kateri aber sagte: „Ach, mein Vater, ich habe mich schon ganz Jesus Christus übergeben. Ihm allein gehöre ich an und kann jetzt meinen Herrn nicht mehr wechseln." — Um sie zu prüfen,

verlangte Pater Cholenec nun von ihr, sie solle sich ihr Vorhaben noch drei Tage überlegen. Im Augenblick stimmte sie willig zu. Vor Ablauf einer Stunde aber kehrte sie zurück, um ihm zu sagen, daß sie über einen Entschluß, den sie schon seit langer Zeit in sich trage, nicht mehr nachdenken könne; niemals werde sie ihn ändern. Ergriffen von der frommen Begeisterung des jungen Mädchens gab es der Pater zu. Ihre mütterliche Freundin Anastasia, die sie bisher zur Ehe gedrängt hatte, unterstützte sie nun gemeinsam mit Maria Theresa in ihrem Vorhaben.

Als Tag ihrer Weihe wählte Kateri das schöne Fest „Maria Verkündigung". Es war am 25. März 1679, als sie, die erste ihres Stammes und ihrer Rasse unter dem Schutz der Jungfrau aller Jungfrauen dem Heiland ihre Jungfräulichkeit gelobte. Nun war sie ganz Gottes. Kein Mensch, keine Krankheit, kein Leid sollte ihre Seele von der innigen Vereinigung mit ihm trennen. —

*

Die Jagd war für die Indianer weniger eine Angelegenheit des Sports, als eine harte Notwendigkeit, sich Nahrung zu verschaffen und Felle für den Handel. Immerhin war sie eine Befreiung der indianischen Männer und Frauen aus den engen Pallisaden ihres Dorfes und von der mühevollen Arbeit auf den Maisfeldern. Die auf die Jagd zogen, hatten durchweg genug und etwas Schmackhaftes zu essen, während

die Daheimgebliebenen von Sagamit (heißer Maisbrei), getrockneten Fischen oder von Fleisch leben mußten, das infolge seines Alters nicht mehr sonderlich schmeckte. So ist es zu verstehen, daß nur die ganz alten Leute, die kleinen Kinder und die Kranken zu Hause blieben.

Obgleich Kateri niemals kräftig war, zählte sie doch nicht zu den Kranken oder Schwachen. Aber dieses Mal meinte sie daheim bleiben zu müssen, trotz der Bitten ihrer Verwandten, mit hinauszuziehen. Sie befürchtete, die Aufregungen und das unruhige Treiben würden sie von ihren Gedanken ablenken. Zudem hielt sie ja die Jagd von dem fern, was sie jetzt als den Mittelpunkt ihres Lebens ansah: von der Kapelle und von ihrem Heiland, immer gegenwärtig im Tabernakel.

Jeden Morgen, lange vor Sonnenaufgang kniete sie schon in der Kapelle nahe am Altar und wartete auf die heilige Messe. Ihr blaues Tuch hatte sie um ihren Körper geschlagen; sie bedeckte damit gleichzeitig den Kopf, um ihre ganze Gestalt ehrbar zu verhüllen. Täglich ging sie fünfmal zur Kapelle, um Akte des Glaubens, der Reue, der Demut und der Ergebung zu machen. Ihre Andacht schloß sie immer mit dem heiligen Rosenkranz. Nötigte man sie bei grimmiger Kälte ans Herdfeuer, dann folgte sie nur für eine kurze Weile. Gern erduldete sie die Kälte, denn ihr Sinn war immer auf den Altar gerichtet, eingedenk des Meßopfers als unblutigen Opfers. Der Altar war für sie der Kalvarienberg, die Stätte des

Leidens. Sie dachte nur an die Qualen des Heilandes, nicht an die eigenen. Ja, sie stellte sich seine Leiden so lebendig vor, daß sie glaubte, selbst leiden zu müssen, ihr Mitgefühl wurde so innig, daß sie sogar Leiden — suchte.

Sie legte sich harte Bußübungen auf; einige von ihnen waren so groß und so qualvoll, daß der Beichtvater sie ihr untersagen mußte. Er bewunderte ihren Mut, aber er wußte auch, daß Tugend nicht übertreiben darf. Die ausgesuchtesten Martern, womit ihre Stammesgenossen einen gefangenen Feind zu Tode quälten, verhängte Kateri über sich selbst. Schwere Arbeit, Fasten und Nachtwachen galten bei ihr nichts. Sie trug einen scharfen Bußgürtel, brannte sich mit heißen Eisen und ging im Winter barfuß auf hartgefrorenem Schnee. Als sie sich schließlich glühende Kohlen auf die Füße legte, als sie drei Nächte hintereinander auf Dornen schlief, die sie im Walde aufgesucht hatte, gaben ihre Kräfte nach. Ihr sorgsam gehütetes Geheimnis wurde entdeckt. Streng befahl ihr Pater Cholenec, die harten Bußübungen aufzugeben oder wenigstens zu mäßigen.

Auch andere indianische Christen im Dorfe fingen um diese Zeit an, Selbstquälereien vorzunehmen. Einmal wollten sie die Bußübungen der Heiligen nachahmen, dann aber wollten sie sich für die Marterqualen in den Kämpfen mit den feindlichen heidnischen Indianern rüsten. Die Selbstpeinigungen führten zu einem solchen Ausmaß, daß Pater Chauchetière, der Geschichtsschreiber Tekakwithas, sie sogar teuflischen

Einflüssen zuschrieb. Besonders nach dem Tode Kateris hatten die Missionare Mühe, diese Selbstquälereien zu bekämpfen, weil sie alle Grenzen zu übersteigen schienen.

In Kateris Leben hatten Halbheiten keinen Platz. Alles was sie tat, war großherzig, ja heldenhaft, wenn sich die Gelegenheit bot. In ihrer Jugend hätte sie bei einem Onkel, dem Häuptling des Dorfes, unter allen anderen heranwachsenden Mädchen in Kleidung, Stellung und Ansehen die erste Stelle einnehmen können. Aber sie hatte sich von allem ferngehalten und hatte keinerlei Bevorzugung gesucht. Welche Entschlossenheit war schon dazu notwendig gewesen, im kindlichen Alter von elf Jahren die Heirat auszuschlagen! Wieviel Demut dann, als Christin den Schmähungen und dem Spott ihrer heidnischen Stammesgenossen standzuhalten. Mehr als Mut hatte schließlich dazu gehört, die Heimat zu verlassen und zu wissen, daß der Onkel sie verfolgen und er keines Menschen Leben schonen würde, um sie wieder zurückzuführen. Und nun hier die Fremde, und die so ganz anderen Verhältnisse!

Nur ein eiserner Wille konnte in dem zarten Körper die ungewöhnliche Kraft aufbringen, die steten Anstrengungen auf der Jagd, auf den Maisfeldern und in der Hütte auszuhalten. Nur ein außergewöhnliches Licht vom Himmel und ein besonderer Einfluß göttlicher Gnade konnte sie dazu bewegt haben, lange vorher nach einer Vollkommenheit zu streben, ehe ihre geistlichen Führer für sie daran dachten. Besonders auffallend wurde dieses Streben nach Vollkommenheit,

als sie ohne deren Beeinflussung, ganz von sich aus, um die Erlaubnis bat, Gott ihr Leben in Jungfräulichkeit weihen zu dürfen.

Von dem Tage an, als Kateri dies Gelübde abgelegt hatte, war die große Frage der Missionare gelöst, die Indianer zu standhaften Christen zu machen. Die jungen indianischen Mädchen eiferten Kateri nach. Selbst ältere Frauen, verheiratete und Witwen, zeigten eine große Liebe und Bewunderung für die Keuschheit. Durch das schöne Beispiel ihrer Frauen wurden sich auch die indianischen Männer des läuternden Einflusses der Religion bewußt. Sie sahen es mit eigenen Augen, daß es möglich war, so zu leben, wie es der Glaube verlangte. Die Missionare mußten sogar zeitweilig den Eifer der Dorfbewohner mäßigen.

Endlich ernteten sie reichlichen Lohn für ihre Arbeit, die Geduld, die Leiden und den Tod ihrer Märtyrer-Pioniere: Jogues, Goupil, Lalande, Brébeuf, Lalemant, Daniel, Chabanel und Garnier. Wieder einmal wurde das Blut der Märtyrer die Saat für Christen. Wieder einmal, wie so oft in der Geschichte unserer katholischen Kirche, wurde das Beispiel einer Frau das Siegel des Glaubens für Tausende. Der Einfluß Tekakwithas auf ihr Volk, auf ihre Rasse, währt bis zum heutigen Tage. —

IV.

Lieblicher Wohlgeruch

Kateris Leben näherte sich der Vollendung. Nur ein einziges Jahr tiefsten Glückes und innigster Vereinigung mit Gott war ihr beschieden. Mit ihrer engelhaften Reinheit verband sich eine glühende Verehrung des Leidens Christi und eine brennende Liebe zum heiligsten Altarssakrament. Um immer an den Tod des gekreuzigten Erlösers zu denken, trug sie um den Hals ein kleines Kreuz und küßte es häufig. Pater Cholenec hatte es ihr geschenkt. Mehr aber als dieses Kreuzchen trug sie das Kreuz Christi selbst.

Woher kam nun all ihre Kraft, um die täglichen Opfer zu bringen und dies Kreuz zu tragen? — Aus ihrer Liebe zum eucharistischen Heiland. Jesus im Tabernakel, Jesus im Opfer der heiligen Messe, Jesus im Herzen durch die heilige Kommunion, Jesus war ihr Leben, Jesus war ihre Freude. Zu ihm ging sie,

so oft sie konnte. Es war geradezu ein Sprichwort im Dorfe geworden: Kateri ist zu Hause oder in der Kirche. Dorthin schleppte sie sich trotz Schwäche und Krankheit. Dort blieb sie stundenlang im Gebete wie ein Seraph. Die größten Heiligen hatten kaum heißere Liebe zum heiligsten Sakrament unseres Altares, als sie im Herzen dieses jungen indianischen Mädchens brannte.

Kateris Kräfte schwanden dahin. Die ersten Monate des Jahres 1680 ließen das baldige Ende ahnen.

Es war während der Jagdzeit, und die Bewohner des Dorfes waren zum größten Teil abwesend, als sie von ihrer letzten Krankheit befallen wurde. Zwei Monate litt sie an den heftigsten Magenschmerzen, die den Körper immer mehr schwächten. Sie lag in der Hütte, zwar nicht ganz ohne Pflege, doch nicht so betreut, als wären die Leute zu Hause gewesen. Ihr aber war die Einsamkeit lieb und sie konnte desto mehr beten.

Wer sie besuchte, betrat die Hütte wie ein Heiligtum. Die Besucher fühlten, daß es eine Gnade war, Zeuge ihrer wahrhaft himmlischen Geduld zu sein und sie über heilige Dinge sprechen zu hören.

Als die Krankheit am Dienstag der Karwoche bedenklich wurde, sagte man ihr, daß der Heiland in der heiligen Wegzehrung zu ihr kommen würde. Obgleich es sonst üblich war, die Kranken in die Kapelle zu bringen, machten die Missionare bei Kateri eine Ausnahme. Vielleicht wegen ihrer Schwäche, wahrscheinlich auch wegen der Verehrung, die sie allgemein

genoß. Die Prozession von der Kapelle bis zur Hütte war eine denkwürdige Feier, ähnlich jener an ihrem Tauftag. Und so kam zum letztenmal hier auf Erden der Heiland zu ihr. Ihm allein hatte ihre Liebe gehört.

Dann wurden Leute bestimmt, die während der Nacht bei ihr wachen sollten. Als der Morgen anbrach, empfing sie die heilige Ölung. Es war ihr letzter Tag auf Erden. In inniger Zwiesprache mit den drei göttlichen Personen und der lieben Gottesmutter brachte sie ihn zu. Nachmittags gegen drei Uhr setzte ein leichter Todeskampf ein. Ihr Kruzifix umklammernd wiederholte sie immer und immer wieder: „Jesus — mein Heiland — ich liebe Dich." — Dann verlor sie die Sprache. Ihre letzten Worte waren die heiligen Namen Jesus und Maria. Um halb vier verschied sie still und lag so lieblich da, wie in einem süßen Schlaf. — „Die Heilige ist gestorben", so flog es im Dorf von Mund zu Mund.

Es war am Mittwoch der Karwoche, am 17. April 1680. Kateri Tekakwitha stand im 24. Lebensjahr.

Das von Krankheit und harten Bußübungen rührend gezeichnete Gesicht der Toten schien nach einer kleinen Weile zu neuem Leben aufzublühen. Die Züge erstrahlten in engelhafter Schönheit. Die eigenen Leute und auch die Missionare waren darüber erstaunt und glaubten, daß ein Wunder geschehen. Es war, als wollte die reine Seele der Verstorbenen einen Strahl himmlischer Herrlichkeit über ihren jungfräulichen Leib ergießen.

Schon einen Tag nach ihrem Tode wurde Kateri

begraben. Dieser grüne Donnerstag sollte ihrem Volke unvergeßlich bleiben. Er war ein Tag der Freude und der Trauer zugleich. Der Trauer für die Heimgegangene, die alle als die „gute Kateri" gekannt und geliebt hatten, der Freude aber bei dem Gedanken, daß die Mission nun eine Fürbitterin im Himmel habe.

Ihr Tod gab Anlaß zu außergewöhnlichen, religiösen Kundgebungen. Allgemein wurde sie als eine Heilige betrachtet. Ihre Matte, ihr Kopftuch und vor allem ihr Kruzifix wurden als heilige Reliquien angesehen. Es wurde angeregt, sie nicht auf dem Friedhof, sondern in der Kapelle beizusetzen. Doch glaubte Pater Cholenec hiervon Abstand nehmen zu müssen, so sehr er sie auch dieser Auszeichnung für würdig hielt. — Zu damaliger Zeit war es Sitte, die Toten einfach auf eine Bahre zu legen. Man deckte sie zu, um sie so zur Kirche und zum Gottesacker zu bringen. Nicht so bei Kateri; sie wurde in einen richtigen Sarg gelegt und in die Kirche getragen. Während der heiligen Messe ließ man den Sarg offen, und allen war es noch einmal vergönnt, die schönen, verklärten Züge zu sehen. Dann wurde der Sarg geschlossen und auf den Friedhof gebracht. Am Fuß des großen Kreuzes, an dem sie so oft gebetet hatte, wurde Kateri Tekakwitha begraben. So war es ihr Wunsch gewesen.

Von dieser Zeit an wurde es bei den Männern, Frauen und Kindern des Dorfes frommer Brauch, an diesem Grabe zu beten. Mehr noch, Franzosen von Montreal und Quebeck sowie Indianer von allen

Seiten kamen in Pilgerzügen dorthin. Man betete zu ihr um Fürsprache bei Gott, hielt Novenen zu ihr und ließ ihr zu Ehren heilige Messen darbringen.

Es wurde auch von Erscheinungen gesprochen. So verbürgt Pater Chauchetière, daß Kateri ihm zweimal erschienen sei. Beim zweitenmal sagte sie zu ihm: „Siehe — und tue nach dem Vorbild.“ Das Vorbild war Kateri selbst, so deutete er ihre Erscheinung. So malte er denn ihr Bild, das einzige, das von einem indianischen Mädchen jener Zeit bekannt ist. Vielleicht kein Kunstwerk in hergebrachtem Sinne. Aber unsere Zeit, die Verständnis bekommen hat für die einfache Kunst der Naturvölker, wird das bis auf unsere Tage gekommene Bild zu schätzen wissen. Wer weiß, ob es überhaupt eine Ähnlichkeit bietet. Aber es liegt darin die ganze, religiöse Innigkeit des Naturkindes, viel mehr, als in dem modernen Bilde einer amerikanischen Malerin. Kateri trägt auf dem Bilde Chauchetières auch das große Umschlagtuch über dem Kopf, wie sie es ihrer geschwächten Augen wegen zu tun gewohnt war. Jedenfalls war es das Bild, das auf ihre Stammesgenossen wirkte und sie zur Nacheiferung begeisterte. Als der Gouverneur von Kanada, Herr de Champigny nach einem Gebet an Kateris Grabe von einem zweijährigen Halsleiden geheilt wurde, ließ seine Gattin Nachbildungen herstellen, die sie in Frankreich und unter den Indianern verteilen ließ. Offenbar handelt es sich um den Kupferstich, der dem Bericht des Paters Cholenec in den letzten Lettres édifiantes beigegeben ist (s. Umschlag).

Groß wurde die Zahl der Gunsterweisungen, die durch die Fürbitte Kateris vom Himmel gewährt wurden. Die Heilungen wurden so zahlreich, daß Pater Cholenec sie nicht mehr aufzeichnete. Heute, nach mehr als zwei Jahrhunderten, ist es schwer, sich die Verehrung noch vorzustellen, die Kateri genoß. Man könnte sie am ehesten mit der jugendlichen heiligen Theresia vom Kinde Jesu vergleichen. Beide starben in demselben Alter von 24 Jahren, beide duftende Lilien, beide Wunder wie Rosen an einem Festtag streuend.

Es war eine Verehrung, die wie von selbst dem Herzen des Volkes entsprang. Die Priester hielten sich anfangs fern. So glaubte auch Pater Peter Rémy, der Pfarrer von Lachine, die wunderbaren himmlischen Gunsterweisungen anzweifeln zu müssen. Als ihn aber ein Pfarrkind um eine heilige Messe zur Danksagung dafür bat, daß es durch die Fürbitte des indianischen Mädchens Erhörung in einem Anliegen gefunden hatte, wurde er nachdenklich. Da er beinahe taub war, rief er Kateri an, sie möge Gott bitten, ihm Heilung von seinem Leiden zu schenken. Seine Bitte wurde erhört. Aus dem Zweifler wurde ein dankbarer Verehrer. Später zeichnete er die mannigfachen Gunsterweisungen auf, die auf ihre Vermittlung geschehen. Ihrer Fürbitte schrieb er auch zu, wenn seine Pfarrkinder von Krankheiten geheilt wurden.

Pater Cholenec nahm zuerst eine ähnliche Haltung wie Pfarrer Rémy ein. Dann wurde er Zeuge, wie

mehrere Kranke, darunter ein gelähmtes indianisches Mädchen durch die Berührung mit Kateris Kruzifix geheilt wurden. Bewegt änderte er seine Meinung. Dreimal schrieb er das Leben Tekakwithas nieder. Einmal für die „Erbaulichen Briefe", ein zweites, lateinisch, für seine Obern in Rom und ein drittes für den allgemeinen Gebrauch. Ihm und Pater Chauchetière ist es vergönnt gewesen, das Bild Kateris nicht als Fernstehende, sondern als Augenzeugen und vertraute Beobachter dem Andenken zu überliefern.

Kein Wunder darum, daß Indianer wie Franzosen in Kanada Kateri als eine Heilige verehrten, als eine Heilige, die in Gottes besonderer Huld stand. In den wunderbaren Gebetserhörungen, die den Bittstellern auf ihre Fürsprache zuteil wurden, heißt sie ihre Wundertätige, ihre Beschützerin, ihre Genoveva. „So hat auch Kanada seine Genoveva", sagte der hochwürdigste Herr de la Croix St. Valier, der zweite Bischof von Quebeck, als er sich nach einem Gebet am Grabe Kateris erhob. Ohne Zweifel bezog er sich dabei auf ihren Schutz bei den entsetzlichen Irokesengreueln im Jahre 1688.

Kein Wunder auch, wenn Pater Cholenec es für gottwohlgefällig hielt, ihre Überreste zu erheben, um sie in der Sakristei der Missionskapelle beizusetzen. Eine Zeitlang haben sie sogar unter dem Hauptaltar geruht. Gegenwärtig sind sie unter Siegel, wie es die Vorschrift der heiligen Kirche vor einer Seligsprechung verlangt. Einen Teil hatte man 1754 den Irokesen gegeben, als eine Mission in St. Regis er-

richtet wurde. Sie gingen aber bei einer Feuersbrunst, die auch die Kapelle zerstörte, zugrunde.

Kateris Ruhestätte war in den Augen der Indianer ein heiliger Platz geworden. Sie hatten Wunder erlebt, die durch den Gebrauch von Erde dieser Stätte geschahen; sie hatten Gnaden erlangt, wenn sie dort beteten. Sie waren in frommen Wallfahrten zu ihrem Grabe gepilgert, als ihr Dorf im Jahre 1696 verlegt wurde. Sie hatten Besucher gesehen, die von weit herkamen, um ihrer Fürsprecherin Verehrung zu bezeigen.

Fünfzehn Jahre nach ihrem Tode konnte Pater Chauchetière noch schreiben: Solch unglaubliche Dinge rufen nach höherer als nach menschlicher Erklärung. Dann führt er eine Anzahl der Wunder nach ihrem Tode an. Im Jahre 1715 schrieb Pater Cholenec: Gott ehrte auch weiter das Andenken an dieses heilige Mädchen durch zahllose Heilungen und ehrt es bis auf heute.

Nach und nach wurden der Heilungen weniger, immer aber blieben ihr Andenken und ihre Verehrung bestehen. Von Zeit zu Zeit wurde das große Kreuz an ihrem Grabe feierlich erneuert, so besonders im Jahre 1843. Bei dieser Gelegenheit wurden einige Reliquien in das Kreuz eingelassen. Nach einem schrecklichen Sturm im Jahre 1884 erfolgte eine letzte Erneuerung. Sechs Jahre später errichtete Pfarrer Clarence A. Walworth, von St. Marien in der Stadt Albany, N. Y. an dieser Stelle ein dauerndes Denkmal. Es ist ein großer Sarkophag aus Granit, überragt von

einem hohen Kreuz, eingezäunt und mit einem schlichten Dach überdeckt. Auf dem Stein ist die Inschrift zu lesen:

Kateri Tekakwitha
April 17. 1680

Onkwe Onwe-ke Katsitsiio-Teiotsitsianekaron

(Schönste Blume, die jemals unter wahren Menschen[9]) blühte)

Drei Bischöfe und sechzig Priester nahmen an der Einweihungsfeier teil. Über zweitausend Menschen waren aus Montreal, Caughnawaga und den Nachbarpfarreien herbeigeeilt.

Andere Pilgerzüge kamen im Laufe der Zeit und kommen noch heute, um der Lilie der Mohawks ihre Verehrung zu bezeugen und um neue Gnaden zu bitten. Wenn auch Cholenec schrieb, die Wundertaten dieser „Kleinen Blume" wären zu zahlreich, um sie aufzeichnen zu können: eine blieb so offenkundig, daß sie wahrhaftig nicht aufgeschrieben zu werden brauchte. Es war der fromme Eifer ihres Volkes nach ihrem Tode, die Verehrung ihrer Tugenden, die Überzeugung von ihrer Heiligkeit und ihre Glaubenstreue bis auf den heutigen Tag. Weit über das Dorf am St. Lorenz hinaus hat sich ihre Verehrung ausgebreitet. Wo immer Christen von ihrem heiligmäßigen Leben lesen, fängt man unwillkürlich an, sie zu verehren und wünscht nur, sie möge auch eines Tages auf unseren Altären verehrt werden. — Als die Bischöfe der Vereinigten Staaten im Jahre 1884 auf ihrer Versamm-

[9]) wahre Menschen: indische Bezeichnung für die eigene Rasse.

lung in Baltimore den Heiligen Vater um die Heiligsprechung der Märtyrer Jogues und seiner Gefährten baten, da sprachen sie auch denselben Wunsch für Kateri aus, diese reifste Frucht vergossenen Märtyrerblutes.

Mit den Märtyrern Jogues, Joseph Caland und René Goupil wird das Andenken Kateris immer in Auriesville verknüpft bleiben. Hatte sie auch nicht wie jene dort den Opfertod für den Glauben erlitten, so ist doch der Platz durch ihre reinen Jugendtage und ihr Verlangen nach Christus gesegnet. In der Wallfahrtskirche der ersten amerikanischen Märtyrer, zu der alljährlich Zehntausende von Pilgern ziehen, wird darum auch eine Reliquie Kateris aufbewahrt.

Caughnawaga am Mohawk, das indianische Dorf, wo Kateri die längste Zeit ihres Lebens zugebracht hat und wo sie auch getauft wurde, ist längst verschwunden. Wo einstmals wilde Indianerkriege tobten, da steht heute ein unansehnliches Farmhaus. Nichts erinnert mehr an die vergangenen Zeiten. Still ist es auf diesem Hügel. Von Westen her windet sich das breite, silberne Band des Mohawk durch das fruchtbare Tal. Im Osten kommen die Häuser von Fonda hinter den Bäumen hervor. Ein paar hundert Schritte von der Farm, auf einem schmalen Steig kommt man in ein Gebüsch. Eine kleine Quelle sprudelt unter Steinen versteckt. Die indianischen Frauen holten dort ihr Wasser. Wie oft mag Kateri diesen Weg mit ihrem Krug aus Birkenrinde gegangen sein! — Tekakwithaquelle hat man sie darum genannt.

Die Diözese Albany hat vor einigen Jahren das Besitztum auf dem ehemaligen Dorfhügel erworben. Bald wird auch diese Stätte das Ziel von Pilgerfahrten sein. Zu Ehren der Lilie der Mohawks. —

Als in neuerer Zeit, im Jahre 1921, die Seligsprechung der amerikanischen Märtyrer unmittelbar bevorstand, wurden auch für die Seligsprechung Kateris große Anstrengungen gemacht. Alle Schriftstücke über sie wurden gesammelt und übersetzt. Nach den kirchlichen Bestimmungen müßte der Prozeß der Heiligsprechung in der Diözese, wo sie starb, aufgenommen und durchgeführt werden. Man hielt es aber für besser, ihn von der Diözese ausgehen zu lassen, wo Kateri den größten Teil ihres Lebens zugebracht hatte. Auf ihrer Jahresversammlung in Washington am 27. September 1922 richteten die amerikanischen Bischöfe eine Bittschrift an den Heiligen Stuhl, um für Bischof Edmund Gibbons von Albany die Erlaubnis zu erhalten, einleitende Schritte für die Seligsprechung Kateris zu unternehmen. Nach manchen Verzögerungen, die bei solchen Prozessen unvermeidlich sind, wurde anfangs des Jahres 1931 ein Ausschuß ernannt, um die Beweise ihrer Heiligkeit zu untersuchen.

Dieser Ausschuß hat nun die Zeugnisse ihrer heldenhaften Tugenden und die Überlieferung von ihrer Heiligkeit geprüft. Allen, denen das Andenken Kateris lieb ist und die ihren Tugenden nachahmen, sei der nach ihrem Tode entstandene Brauch der Pilger an ihrem Grabe empfohlen, dreimal ein Vaterunser, Ave

Maria und Ehre sei andächtig zu beten. Ferner das Gebet um ihre Verherrlichung:

„O Gott, der Du so wunderbar bist in Deinen Heiligen, wir flehen Dich an, gewähre uns die Gnade, um die wir durch die Fürsprache Deiner Dienerin Katherina bitten, auf daß sie in Deiner Kirche erhöht werden möge und wir dazu gelangen, ihren Tugenden nachzueifern. Durch Jesus Christus unsern Herrn."

*

Immer mehr wächst in Amerika der Glaube an Kateris Fürbitte. Heilungen werden ihrer Fürsprache zugeschrieben, viele Gunsterweisungen, Bekehrungen und Hilfe in der gegenwärtigen wirtschaftlichen Not.

In unserer deutschen Heimat ist die „Kleine Blume" der Indianer so gut wie unbekannt. Wohl kennt man Indianererzählungen aus älterer und neuerer Zeit. An erdichteten Heldentaten tapferer Häuptlinge, die nie gelebt haben, begeistert sich auch heute noch jung und alt. Das christliche Helden- und Tugendleben eines wirklichen, heiligmäßigen Indianermädchens kennt man nicht. Und doch wäre es gerade für unsere Zeit ein Bild, zu dem man aufsehen kann, ein ernstlich ringendes, junges Menschenkind, in sündiger Umgebung ein Wunder der Reinheit und der Gottesliebe — die

Lilie der Mohawks.